

maps of the pilgrimage hill site Śātruñjaya. Comparing a depiction of the Śātruñjaya hill from the 1990s to a 19th-century cloth painting, Luithle-Hardenberg explains how monks will encourage worshippers to use these maps to perform a mental pilgrimage of five sites highlighted on these maps. She does not, however, draw on her ethnographic research at Śātruñjaya to fully understand these pilgrimages. I was curious to hear worshippers describe what, exactly, is involved in these mental pilgrimages in terms of how long they take, if physical offerings and recitations are involved, what exactly is visualized, how common they are, and so on.

The following chapter, “Colossi and Lotus Feet. *Paṇḍitas* and *Bhaṭṭārakas* in the North Indian Digambara Legacy,” by Eva De Clercq and Tillo Detige, discusses the artistic production of 1,500 Jaina images at the fort at Gwalior, in Central India, in the 15th century, and provides a useful overview of the histories and roles of Digambara celibate clerics (*bhaṭṭāraka*) in Rajasthan, northwest India. While most of the discussion of this chapter does not explicitly relate to the topic of this volume – painting and manuscript culture – the authors do note the role *bhaṭṭārakas* played in composing and preserving manuscripts on topics overlooked in scholarship such as *āyurveda*, *mantraśāstra*, and astrology (*jyotiṣa*). Future publications will have to look at the contents of these manuscripts.

Finally, in “The Transmission of the Devotional Songs of Ānandghan,” Imre Bangha does look at the contents of understudied manuscripts, those of the poems of the 17th-century Śvetāmbara ascetic Ānandghan. Focusing mostly on different transmissions of the anthology of poems (*pada*) called the “Collection of Seventy-Two” (*Bahattarī*), Bangha suggests that literary, not philosophical or sectarian, concerns dictated which poems became part of the canon of this important, yet little-known, author. Because of the range of methodologies used and the highlighting of many unknown sources of data on Jainism, this volume will remain an important resource for students and scholars interested in a variety of approaches, from textual studies, to art history, to museum studies, to ritual studies. Ellen Gough

Heinrich, Hanna, und Harald Grauer (Hrsg.): *Wege im Garten der Ethnologie*. Zwischen dort und hier. Festschrift für María Susana Cipolletti – Caminos en el jardín de la etnología. Entre aquí y allá. Publicación en homenaje a María Susana Cipolletti. Sankt Augustin: Academia Verlag, 2013. 414 pp. ISBN 978-3-89665-632-2. (Collectanea Instituti Anthropos, 46) Preis: € 35.00

Der von Hanna Heinrich und Harald Grauer herausgegebene Band “Wege im Garten der Ethnologie / Caminos en el jardín de la etnología” ist der Ehrung der Person und des Werks von María Susana Cipolletti gewidmet. Und so wie die Geehrte ein weites Themenfeld innerhalb der Altamerikanistik bearbeitet, beinhaltet auch der Band eine Fülle von Themen. Der Titel “Wege im Garten der Ethnologie” wäre deshalb hervorragend gewählt, würden die Beiträge nicht über das eigentliche Feld der Ethnolo-

gie hinausgreifen. “Wege im Garten der Altamerikanistik” hätte vielleicht eher beschrieben, was dem Lesepublikum in diesem Band geboten wird.

Der Band besteht neben seiner sehr knappen Einleitung und einem ausführlichen Schriftenverzeichnis von María Susana Cipolletti aus 20 Beiträgen auf Spanisch, Deutsch oder Englisch. Die Artikel behandeln Themen aus den Bereichen der Ethnologie, Soziologie, Historie und Ethnohistorie, Linguistik und Archäologie. Um sich in diesem Labyrinth nicht zu verirren, haben die Herausgeber eine Einteilung in drei große Schwerpunkte vorgenommen, wobei jeder Beitrag einem dieser Schwerpunkte zugeordnet ist: “Übergänge/Transiciones”, “Reisestationen/Estaciones de viaje” und “Ursprünge/Origenes”. Die Autoren gehören, wie das bei einer Ehrung zu erwarten ist, alle dem Kreis derjenigen an, die in irgendeinem Moment und/oder Zusammenhang mit María Susana Cipolletti zu tun hatten, sei es im Rahmen der Lehre, sei es in der Forschung.

“Wege im Garten ...” ist eine hervorragend gewählte Metapher, wenn man unter einem Garten ein größeres Stück Land versteht, das mal sehr gepflegt, mal ein bisschen unordentlich ist, stellenweise wild wuchert und wieder woanders fast brachliegt. Ein Garten also, in dem man manchmal droht, die Orientierung zu verlieren. Die Vielfältigkeit des Gartens erschwert es, auf jeden einzelnen Artikel tiefer einzugehen. Stattdessen soll hier, den Schwerpunkten folgend, für die Mehrzahl der Beiträge nur ein kurzer Abriss gegeben werden, um damit Hinweise für das Begehen des Gartens zu geben.

Den ersten Schwerpunkt als “Übergänge” zu bezeichnen, stellt sich als glücklicher Griff heraus. Eingeleitet wird dieser Teil mit einem Beitrag von M. Münzel, der mit einer Reflexion über die Totenrituale aus verschiedenen Weltteilen und den Umgang verschiedener Kulturen mit ihnen beginnt. In einigen Kulturen werden die Toten in ehrendem Gedenken gehalten, andere dagegen “verjagen” oder “verscheuchen” sie, damit sie die Lebenden nicht stören können. Münzel stellt fest: “Der Umgang mit Fortgegangenen findet sich wieder im Umgang mit Geistern, über den wir aber in der ethnologischen Literatur relativ wenig lesen. Merkwürdig: Welcher Ethnologe hat bei seiner Feldforschung nicht von Geistern gehört, da müsste die ethnologische Literatur doch überquellen von Berichten über sie?” (36). Dies bringt den Autor zu seinem Anliegen, eben über Geister zu reden und Geschichten über sie zu erzählen, sowie die Beziehung zwischen Geistern und Seelen anzusprechen, die natürlich von Kultur zu Kultur verschieden ist.

Münzels erhellende und exzellent geschriebene Einführung in den Garten dieses tatsächlich ethnologischen Themas gehört eher in den wilderen und interessanteren Teil. Amüsant auch seine Bemerkung zur Nichtbehandlung von Geistern durch (oft) verbeamtete Ethnologen und den möglichen Zusammenhang von Verbeamtung und dem auffallenden Desinteresse an Geistern. Münzels souveräner Blick auf das Thema Geister hängt sicherlich auch damit zusammen, dass er sich seit seiner Emeritierung außerhalb des engen akademischen Korsetts bewegen kann, das zwar den Unterhalt sichert, dem wissen-

schaftlichen Forschen und neutralen Schreiben aber nicht immer zuträglich ist.

Zwei Artikel dieser Sektion behandeln die *Santería* auf Kuba, wobei sich V. R. Fuentes Fiallo auf die mit den *muerteras* (Totengeister) assoziierten Pflanzen konzentriert, während L. Rossbach de Olmos die Geschichte eines Orakelpriesters erzählt und die Bezüge zur Religion der Yoruba erläutert. Das Augenmerk liegt hier auf der kubanischen Ausprägung der Priesterschaft, die sich abgrenzt von der sich auf Afrika berufenden "traditionellen" Ausprägung, welche allerdings in Kuba ein neueres Phänomen ist.

J. A. Tomasini macht uns mit den Seelenvorstellungen im kolonialzeitlichen Chaco bekannt. Nachdem die Spanier "festgestellt" hatten, dass die "Indios" ebenfalls eine Seele besaßen, hatten die im Chaco missionierenden Jesuiten hervorragende Objekte ihrer Bemühungen. Denn sie hatten von den Einheimischen zwar erfahren, dass diese um eine Seele wissen, meinten jedoch, die Einheimischen wüssten nicht, was mit der Seele nach dem Tode geschieht. Das wiederum hielten die missionierenden Jesuiten für ihr Spezialwissen. Dagegen zeigt Tomasini die Komplexität der Seelenvorstellung der kolonialzeitlichen indigenen Bewohner des Chaco auf, die mit der europäischen Seelenvorstellung wenig gemein hatte.

Abgerundet wird der Schwerpunkt "Übergänge" mit einem Beitrag von H. Heinrich zu den Kosmoskonzeptionen schamanistischer Praktiker im Köln-Bonner Raum, die die Autorin anhand von Interviews mit fünf dieser Praktiker skizziert. "Übergänge" ist ein gut gewähltes Motto für den ersten Schwerpunkt, zeigt er doch in vielfältiger Weise Übergänge, Zwischenräume, Überlappungen von der in westlicher Terminologie "realen Welt" mit der der Wissenschaft nicht leicht zugänglichen Welt von Geistern und Seelen. In der Gartenterminologie wären wir hier im eher üppig wuchernden Teil, wo Pfade vorhanden sind, aber gesucht werden müssen.

"Reisestationen" – dieser zweite Teil beginnt mit einer etwas bizarren Geschichte aus dem venezolanischen Amazonasgebiet, die B. Illius erzählt. Ein angeblich heiliger Stein der Pemón wurde im Rahmen des "Global Stone Project", versehen mit sämtlichen erforderlichen offiziellen Papieren, in den Tiergarten in Berlin verbracht und dort 1999 im Beisein des venezolanischen Botschafters aufgestellt. Etwa zwei Jahre später bezeichneten venezolanische Medien den Stein als "heilig", behaupteten, er sei "entführt" worden und im Jahr 2006 erklärte die Nationalversammlung Venezuelas ihn zum nationalen Kulturerbe. Die Kampagne um den "heiligen" Stein wurde maßgeblich vom venezolanischen "Instituto del Patrimonio Cultural" (IPC) geführt. Illius untersucht in seinem flüssig geschriebenen und gut argumentierten Artikel den Sachverhalt ausführlich aus unterschiedlichen Perspektiven und entfaltet eine schier unglaubliche Geschichte darüber, wie die Pemón insbesondere vom IPC zur politischen Propaganda und Desinformation missbraucht werden, wobei man ganz nebenbei einiges über den herrschenden Politikstil in Venezuela erfährt.

Der Beitrag von G. Herzog-Schröder beschreibt den Menstruationsritus bei den Yanomami und damit den

Übergang des Mädchens zur Frau und die Rolle, die junge Männer dabei spielen. Nach einer Analyse des Ritus konstatiert die Autorin, dass der Ritus sowohl den Frauen als auch den Männern beim Erwachsenwerden hilft (es gibt keinen speziellen Ritus für Jungen zum Übergang ins Mannesleben), woraus Herzog-Schröder folgert, dass die Yanomami weniger männerdominiert sind als allgemein angenommen wird. Des Weiteren ist sie der Auffassung, der Ritus diene vor allem der Regeneration des Körpers und weniger der Hervorhebung der Fortpflanzungsfähigkeit. L. Córdoba und D. Villar veröffentlichen erste Ergebnisse einer Untersuchung zu Heiratsallianzen und zum Verwandtschaftssystem der Chacobo des bolivianischen Tieflands und kommen zu dem Schluss, dass ein angemessenes Verständnis des Systems der Heiratsallianzen nicht nur auf der Struktur des Verwandtschaftssystems aufgebaut werden kann, sondern den weiteren sozialen und historischen Kontext ins Blickfeld nehmen muss.

I. Ruiz berichtet von ihrer Analyse darüber, wie es durch offenbar bewusste Ungenauigkeiten in Veröffentlichungen verdienter Ethnologen, in diesem Fall vor allem in den Schriften von P. u. H. Clastres über die Mbya in Paraguay, zu Irreführungen kommt, die zu erheblichen Schwierigkeiten für die Arbeit nachfolgender Ethnologen führen können. M. Pache untersucht mit linguistischen Methoden den Gebrauch von "Überraschung" (die grammatikalische Hervorhebung des Unerwarteten) im sprachlichen Ausdruck bei den Kamsá und anderen Sprachen des westlichen Südamerika entlang der "Überraschung" innewohnenden kognitiven und emotionalen Dimensionen. Er folgert, dass die Kamsá den Einflüssen des Quechua viel besser widerstehen konnten als andere Sprachen, darunter das in den Anden gesprochene Spanisch und das Aymará, bietet dafür jedoch keine Erklärung.

V. von Bremen behandelt in seinem Beitrag das schwierige Verhältnis von internationaler (Entwicklungs-) Zusammenarbeit und indigenen Gruppen. Fundament seiner Argumentation sind die radikalen Unterschiede in der Auffassung von Lebenswelt, Zeit, Organisation und Ökonomie zwischen Staaten und internationalen Organisationen und deren Mitarbeitern einerseits und vielen indigenen Gruppen andererseits. Diese Diskrepanzen stellen enorme Hürden für die Zusammenarbeit dar; der Autor verdeutlicht dies unter anderem an den oft fehlschlagenden staatlichen und internationalen Anstrengungen, indigene Gruppen angemessen in die internationale Logik des Wald- und Klimaschutzes einzubinden. Während auf der einen Seite die Natur analytisch und in Eigentums-kategorien zerlegt und ihr ein Marktpreis zugeordnet wird, ist die Wahrnehmung des Waldes und der natürlichen Umwelt für viele indigene Gruppen dadurch geprägt, dass diese zuallererst "soziale Räume sind, mit denen eine integrierte, d. h. materielle, soziale und spirituelle Beziehung gegenseitiger Abhängigkeit besteht" (228). Zu diesem Grundkonflikt gesellen sich weitere Schwierigkeiten: Die soziale Organisation der vom Autor behandelten indigenen Gruppen zeichnet sich durch flache, nicht durchstrukturierte Hierarchien aus, und ist nicht kompatibel mit den hierarchisch aufgebauten, auf schnelle und klare Entscheidungen fixierten staatlichen und internationa-

len Organisationen. Die Interaktion dieser beiden sozialen Welten führt zu gegenseitigen Erwartungen, die aufgrund der benannten Unterschiede nicht erfüllt werden können und die Gefahr der völligen Überforderung der Vertreter von indigenen Gruppen bei Verhandlungen oder in Projekten heraufbeschwört. Der Autor verdeutlicht die Spannung der Gegensätze am Beispiel der Verhandlungen zu REDD+ (Reducing Emissions from Deforestation and Degradation). Die Haltungen reichen von völliger Ablehnung einer quantitativen, monetären Bewertung der Ressourcen über einen eher pragmatischen Ansatz, der unterschiedliche Konzepte zu vereinen sucht, bis hin zur Akzeptanz des Gegebenen um die eigene Situation zu verbessern. Von Bremens Ausführungen sind vor allem für Praktiker der Entwicklungszusammenarbeit wertvoll, dürften aber auch für das eher akademisch interessierte Publikum von großem Interesse sein.

In einer gelegentlich amüsanten Geschichte bringt uns Ch. Borchart de Moreno einen mestizischen Kaufmann aus Lima und dessen Leben in Quito um die Wende des 18. zum 19. Jh. nahe, womit sie gleichzeitig ein sehr lebendiges Bild des sozialen Gefüges einschließlich der Geschlechterbeziehungen der Zeit entwirft. Ebenso interessant sind die Erörterungen von I. Gareis zur Transformation verschiedener historischer Persönlichkeiten der andinen Geschichte hin zu einer zentralen mythischen Figur. Sie zeichnet den Weg der Fusion von Atahualpa (1533 von den spanischen Eroberern exekutiert) und Tupac Amaru (1572 in Cuzco enthauptet) zu einem einzigen, zunächst andinen, später auch globalen Inka nach. Die andine Bevölkerung formte aus beiden Inka den mythischen zukünftigen Befreier der andinen Völker vom Joch der Europäer, während dieselbe mythische Figur in Europa zu einem Sinnbild des "edlen Wilden" als tragischer Held wurde.

J. J. Rivera Andía führt uns in die Bergregion von Lambayeque im Norden Perus und berichtet von Dorfgemeinschaften, in denen die Menschen traditionelle, nur dort vorhandene Musikinstrumente herstellen und nutzen. Die Einflüsse der Moderne allerdings drohen das Wissen um diese Instrumente und ihre Rolle im sozialen Leben der Dorfbewohner zu verdrängen. In eine ganz andere Region und einen anderen Zusammenhang führt uns K. Noack, nämlich in die Geschichte der Bonner Altamerika-Sammlung, womit sie gleichzeitig eine kurze Geschichte der Altamerikanistik skizziert. Interessant ist unter anderem der neue Ausstellungsort der Sammlung in einer Einkaufsstraße der Bonner Innenstadt. Die veränderte Bewertung bezüglich des Ursprungs und der Aufgaben einer ethnologischen Sammlung und die Veränderung der Räumlichkeit der Sammlung machten eine Neukonzeption der Darstellung notwendig, an der zur Zeit gearbeitet wird.

Im letzten Beitrag zum zweiten Schwerpunkt schreibt J. Helbig über die Geschichte der Sammlung von Spix und Martius, die bis heute eines der Herzstücke des (seit 2014) "Museum Fünf Kontinente" in München ist. Helbig skizziert kurz die Geschichte und publiziert dann eine Abschrift des von der bayrischen Regierung in Auftrag gegebenen und von Martius 1854 verfassten Berichts über den

Zustand der Sammlung sowie den aufgrund des Berichts ergangenen Beschluss der Regierung zu deren Ausstellung und Wartung.

Der Titel dieses zweiten Schwerpunkts ist sehr viel weniger treffend als der des ersten Schwerpunkts. Die hier versammelten Beiträge haben in der Regel wenig Bezüge zueinander, sind räumlich getrennt (es soll ja um Reisestationen gehen), aber eben auch zeitlich, thematisch und inhaltlich so weit voneinander entfernt, dass eine Gruppierung unter einen Schwerpunkt in diesem Fall nicht wirklich hilfreich ist. Eine weitere Unterteilung nach Kriterien, die vielleicht weniger mit Reisestationen und mehr mit Chronologie zu tun hätten, wäre hier angemessener gewesen.

Der dritte und letzte Schwerpunkt ist mit "Ursprünge" überschrieben. Im ersten Beitrag erörtert A. Meyers die Bedeutung der am Ostabhang der bolivianischen Anden gelegenen, vorgeblichen "Festung" Samaipata für die Eroberung der Guaraní durch die Spanier um 1574. Der Autor stützt sich dabei insbesondere auf Dokumente aus den Jahren 1574 und 1575, unter anderem Lieferscheine lokaler Händler zur Versorgung der Spanier. Aus diesen Dokumenten und aus den Ergebnissen von Grabungen in der Anlage versucht er die sozialen Bezüge jener Zeit zu rekonstruieren. Neben Spaniern und Guaraní waren auch andere Ethnien in der Gegend anwesend, entweder als Arbeitskräfte oder sie waren bereits früher mit inkaischen Armeen in diese Region gelangt.

Über Urnenbestattung in Cochabamba, Bolivien, berichtet Ch. Döllerer für das Formativum. Trotz der Verbreitung dieser speziellen Bestattungspraxis im vorspanischen Südamerika sind laut Autor Zusammenhänge zwischen Cochabamba und etwa dem benachbarten Beni eher unwahrscheinlich, da die Bestattungsriten sehr eng mit lokalen Jenseitsvorstellungen zu tun hatten. Dennoch hält er einen umfangreichen Güteraustausch zwischen Hoch- und Tiefland für sehr wahrscheinlich. Einen sehr interessanten Beitrag über den Zusammenhang von Siedlungen und Vulkanausbrüchen steuert A. Yépez bei, der stratigrafische Analysen des Materials aus dem archäologischen Komplex Huapula in der Nähe des Vulkans Sangay am Ostabhang der ekuatorianischen Anden vorgenommen hat. Ziel war es, festzustellen, ob die Bewohner des Upano-Tals ihre Wohnstätten infolge von Vulkanausbrüchen verlassen haben oder nicht. Die archäologischen Zeugnisse aus dieser Gegend reichen ins 4. Jh. vor unserer Zeit zurück, es ließen sich aber trotz mehrerer Ausbrüche während der vorspanischen Siedlungsgeschichte keine Einbrüche in der Besiedlung nachweisen. Das Ergebnis ist deshalb von großem Interesse, weil es der allgemeinen Erwartung widerspricht, ist jedoch laut Yépez der speziellen Art der Vulkanausbrüche vom Strombolityp geschuldet, bei der ein beständiger Lavafloss austritt, aber kaum explosionsartige Eruptionen stattfinden. Der Schwerpunkt schließt mit einer kurzen Betrachtung von J. Heck zu Heilungs-Szenen in der Mochekultur (Blütezeit ca. 0 bis 800 unserer Zeit) an der peruanischen Nordküste.

"Ursprünge" ist als Schwerpunktbezeichnung der Beiträge des dritten Teils durchaus gelungen. Allerdings wurden – weiter in der Gartenmetapher – hier sehr unter-

schiedliche Beete angelegt, wobei mindestens eines (Beitrag Yepes) mit eher ausgefallenen, exotischen Gewächsen bestanden ist.

Irritierend sind die vielen Druckfehler im gesamten Band, die wie spitze Steine beim Begehen des Gartens stören, oder handwerkliche Fehler wie etwa der, ein Foto von María Susana Cipolletti ohne Namensangabe zu zeigen. Aber das kann wohlwollend als Teil eines nicht alltäglichen Lesegartens verstanden und großzügig übersehen werden in der Hoffnung auf Abhilfe bei einer eventuellen Neuauflage.

Generell ist der Band zu begrüßen, zeigt er doch mit der Breite der behandelten Themen einen guten Querschnitt dessen, was in das Feld der Altamerikanistik gehört. Er dürfte sich deshalb nicht nur fürs Fachpublikum, sondern insbesondere auch für Studierende eignen, denen eine Fülle von Anregungen geboten wird. Allerdings sind, wie bereits angedeutet, einige Beiträge eher zu den mit Unkraut bewachsenen Brachflächen des Gartens zu rechnen, so etwa wenn das Lesepublikum ohne jegliche Einführung oder Vorwarnung in die Pflanzenkunde der *muerteras* geworfen wird, oder wenn Beiträge publiziert werden, deren Forschung noch nicht abgeschlossen ist. Aber auch das kann durchaus anregend sein und viele der üppig wuchernden und nicht leicht in Schemata zu pressenden Artikel des Bandes machen die Schwachstellen mehr als wett.

Harald Mossbrucker

High, Casey: *Victims and Warriors. Violence, History, and Memory in Amazonia.* Urbana: University of Illinois Press, 2015. 230 pp. ISBN 978-0-252-08067-8. Price: \$ 28.00

La historia de la antropología está marcada por la notoriedad que, por distintos motivos, cobran, en una época determinada, ciertos fenómenos o sociedades. Las sociedades que alcanzan notoriedad en la etnografía son pocas veces aquellas en las que hay relativamente pocos conflictos, sino sociedades en las que la violencia y las hostilidades inter- o intraétnicas ocupan un papel preponderante, como es el caso de los Huaorani del Ecuador, tema de la monografía de Casey High. En América del Sur fueron los grupos Yanomami de Venezuela y Brasil quienes dieron lugar a numerosas investigaciones, a partir de la monografía de Napoleon Chagnon (Yanomamö. *The Fierce People.* New York 1968), que despertó fascinación y al mismo tiempo investigaciones que pusieron en tela de juicio sus resultados, especialmente Bruce Albert (Yanomami “Violence”: Inclusive Fitness or Ethnographers’ Representation? *Current Anthropology* 30.1989: 637–640.). Las acaloradas discusiones de entonces perdieron actualidad a lo largo del tiempo, y el libro reciente del mismo (Chagnon, *Noble Savages. My Life among Two Dangerous Tribes – The Yanomamo and the Anthropologists.* New York 2013), pasó relativamente desapercibido.

El lugar destacado que tuvieron los Yanomami en las investigaciones sobre la hostilidad y la guerra lo ocuparon paulatinamente los Huaorani del Oriente ecuatoriano. A diferencia de aquellos, donde las hostilidades surgen en un nivel intraétnico, atacaban también a personas ajenas

a su sociedad (ya fueran indígenas, misioneros etc.), que entraban en su territorio. Conocidos bajo el nombre de Aucas (del quechua “salvaje”), crearon en la región un clima de terror, y fue la acción tendiente a su pacificación por parte de misioneros del Wycliffe (Summer Institute of Linguistics, SIL), la que llevó a superar las hostilidades intraétnicas, que alrededor de 1950 los habían llevado prácticamente al borde de la extinción. En las últimas décadas se han sumado distintas investigaciones, en las cuales las hostilidades pasadas y presentes ocupan un lugar importante. El hecho que algunos Huaorani realizan cada tanto un raid y masacre entre los Taromenani, un grupo de su misma lengua, y el último que se niega a todo tipo de contacto, y que responde a su vez asesinando a quienes se introducen en su territorio, convierten a estos sucesos en parte de la historia actual del Ecuador.

La monografía de Casey High, basada en dos años de investigación en una comunidad huao, no tiene por objetivo recapitular hechos pretéritos, sino el modo en que los Huaorani actuales experimentan y recuerdan la violencia del pasado y el papel que juegan estas memorias en el contexto de los cambios actuales que se dan en la Amazonía. La relevancia de este tema para los Huaorani se muestra en el hecho que el autor no estaba *a priori* interesado en focalizar su investigación sobre la violencia del pasado, pero lo hizo ya que los Huaorani se referían continuamente a ella (133).

Luego de una introducción en la que se refiere al territorio y contactos de los Huaorani en el pasado, High explora, a lo largo de seis capítulos, la relación entre las memorias huao de la violencia con respecto a los *kowori*, (“extraños”, “enemigos”, denominación para quienes no son Huaorani), ya sean misioneros, antropólogos, u otros grupos indígenas. Lejos de presentarse en relatos biográficos como exitosos guerreros, enfatizan su papel como víctimas. Los jóvenes, por el contrario, se refieren a la violencia en términos que contradicen la perspectiva de víctimas que asumen los adultos. Definen sus relaciones con los *kowori* en base a una actuación de un pasado guerrero, en encuentros urbanos interculturales. Esta transición simbólica de “víctima” a “matador” refuerza, según High, la propia fuerza con respecto a extranjeros poderosos. Tratados en los dos primeros capítulos (1 y 2), en los siguientes se profundiza el análisis de estos temas. La comparación de los fenómenos que menciona a lo largo del libro con los de otras sociedades indígenas da un panorama amplio de investigaciones sobre sociedades amazónicas.

El capítulo 3, titulado “Like the Ancient Ones” es uno de los más logrados del libro, en él se tematiza lo que los jóvenes Huaorani llaman *durani bai* y que se refiere a costumbres pretéritas. Así describen, entre otras acciones, sus performances públicas, en las que se presentan como guerreros. En un fenómeno único en el Ecuador, estudiantes masculinos de los colegios realizan performances organizadas por los maestros, portando lanzas y con el pecho al descubierto. Si bien las lanzas miden 1/3 de los 2 m de las utilizadas en la caza y en la guerra, saben que la desnudez y las lanzas producen miedo y conocen su estatus simbólico. Al mismo tiempo, estas performances armo-